

Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung [Fortsetzung]

Autor(en): **Mülhaupt, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Revue internationale de théologie = Internationale theologische
Zeitschrift = International theological review**

Band (Jahr): **9 (1901)**

Heft 34

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-403506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN BIBELÜBERSETZUNGEN.

(Fortsetzung. ¹⁾)

B. Die Übersetzungen bzw. Bearbeitungen im Mittelalter bis zur Zeit Luthers.

Die geistlich-christliche Poesie, sagt mit Recht der berühmte Züricher Litterarhistoriker Johannes Scherr, wie sie mit dem 9. Jahrhundert herrschend wurde, bemühte sich, die heidnischen Sagen durch die Legenden des neuen Glaubens, die altnationalen Helden durch die neuen Götter und Heiligen zu ersetzen. Diese Nachwirkung des alten germanischen Heldengeistes machte sich denn auch ganz besonders geltend in einer altsächsischen Evangelienharmonie, die in der geistlich-christlichen Dichtung des 9. Jahrhunderts unter dem Namen Heliand (Heiland) eine hervorragende Stelle einnimmt. Evangelienharmonieen zu verfassen, d. h. Ineinanderfügungen, harmonisch-einheitliche Bearbeitungen des einen Evangeliums von dem Leben, Lehren, Leiden, Sterben und der Auferstehung Christi, wie die vier Evangelisten im einzelnen abweichend, aber ebendadurch sich ergänzend darüber berichten, solche Bearbeitungen der heiligen Geschichte waren ja damals wie in späterer Zeit nichts Aussergewöhnliches. Auch das „Wessobrunner-Gebet“, ferner „Muspilli“, ein leider nur noch in Bruchstücken vorhandenes Gedicht über das Weltende nach den Andeutungen der hl. Schrift, mögen hier nicht unerwähnt bleiben.

¹⁾ Siehe die *Int. theol. Zeitschrift*, Oktober 1900, S. 736.

Jener „Heliand“ also (Heliand, poema saxonicum seculi noni), mustergültig in das Neuhochdeutsche übersetzt von unserem bekannten Bonner Professor Simrock, ferner von Grein, Kannegiesser u. a., ist ein unter den Auspizien Ludwigs des Frommen im Anfang des 9. Jahrhunderts von einem (möglicherweise auch von mehreren) Sängern verfasstes Epos. Es muss dies bald nach der schon von Karl dem Grossen begonnenen Christianisierung der Sachsen, spätestens aber, wie schon gesagt, im Anfange des 9. Jahrhunderts gedichtet worden sein. Denn der Dichter verstand es, so viel Nationalsächsisches in den an sich doch ganz fremdartigen biblischen Stoff hineinzulegen, seinem jüdisch-christlichen Inhalte solch sprechendes Kolorit urgermanischen Volks- und Heldenlebens zu verleihen, dass kaum ein viel späterer Zeitpunkt für die Dichtung des „Heliand“ angenommen werden kann. Auf diesem nationalen Standpunkt fussend, schildert er z. B. das Leben am Hofe des Herodes, als wäre es, sagt Scherr, das eines sächsischen Herzogs gewesen. Christus mit seinen Jüngern erscheint geradezu als germanischer Stammeshäuptling inmitten seiner Dienstmannen, seine Bergpredigt als Beratung deutscher Fürsten mit ihren Häuptlingen vor versammeltem Volke.

Um den Christ, den Erhalter, da
Stellten im Kreise sich näher
Diejenigen vom Gesinde,
Die er vorgezogen selber,
Der Waltende unter den Wiganden,
Standen die weisen Männer,
Die Gauleute um den Gottessohn,
Sehr begierig,
Die Erwählten, williglich,
Nach den Worten verlangend,
Stumm und staunend,
Was ihnen des Stammes Herrscher
Würde, der Waltende, selbst
Mit Worten kundthun,
Diesen Leuten zu Liebe.
Da sass der Landeshirt
Angesichts der Edlen,
Gottes eigenes Kind
Wollte mit seiner Stimme
Die verständige Menge
Belehren, die Leute,
Wie sie das Lob Gottes
In diesem Weltreiche
Wirken sollten.

Wir sehen schon aus diesem in das Hochdeutsche übertragenen kurzen Abschnitte, dass das Epos in einfacher, volkstümlicher Ausdrucksweise, in schlichter Klarheit den Inhalt der vier Evangelien wiedergeben will, ohne alles Haschen und Suchen nach gelehrten Phrasen, wie letzteres vielfach der Klosterweisheit damaliger Zeit eigen war.

Nicht zu verwechseln mit dieser *altsächsischen* Evangelienharmonie ist eine andere Evangelienharmonie *oberdeutschen* Ursprungs, die in ihrer allerersten Ausgabe durch Graff 1830 gleichsam als Gegenstück zum Heliand unter dem Titel „Krist“ erschien. Diese Evangelienharmonie, in gereimten Langzeilen verfasst und in fünf Bücher eingeteilt, verdankt ihr Entstehen einem Franken aus dem Unterelsass, dem Benediktinermönch und Schüler des Hraban Maurus, dem Otfrid von Weissenburg, um 833—869; sie ist also etwa 40 Jahre jünger als das vorhergenannte Epos „Heliand“. Freilich, schon dieser verhältnismässig kurze Zeitraum genügte, dass, wie dies unser „Krist“ deutlich zeigt, alle nationalen Empfindungen und Färbungen verschwinden konnten so sehr, dass sogar für unsern Dichter in seiner römisch-christlichen Denkungsart die Volkspoesie geradezu etwas Verächtliches an sich hatte. Spricht er, der gelehrte Mönch, doch in der lateinischen Vorrede zu seinem Werke ganz offenkundig spottend von einem „sonus inutilium rerum“ und einem „cantus laicorum obscœnus“. Soviel übrigens auch der dichterische Gehalt zu wünschen übrig lässt und der „Krist“ in dieser Hinsicht ziemlich weit hinter dem „Heliand“ zurückbleibt, da der Dichter, wo es irgend anging, seine eigene Gelehrsamkeit in den Vordergrund stellte, so hat jene Dichtung andererseits doch als Sprachquelle wie als Übergangsstation von der Volkspoesie zur deutschen Kunstdichtung für den Litterarhistoriker und den Etymologen einen nicht geringen Wert.

In der letzten Hälfte des 9. und in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts war der Eifer, sich mit systematischer Übersetzung der biblischen Berichte, ja auch nur mit der Behandlung fortlaufender biblischer Stoffe zu beschäftigen, sichtlich erlahmt. Übersetzungen des Vaterunser, einzelner Bibelstücke u. s. w. tauchen wohl hin und wieder auf, aber bei diesem Wenigen blieb es auch. Erst in den letzten Decennien, ja vielleicht erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts, machte sich

ein gelehrter Benediktinermönch von St. Gallen, Notker Labeo (geboren 952, gestorben am 29. Juni 1022), wieder daran, neben Schriften des Aristoteles, Boethius, Martianus Kapella, einige biblische Bücher, vor allem die Psalmen, paraphrastisch in das Deutsche zu übertragen. Eine Ausgabe dieser mit erläuternden Noten versehenen Psalmenübersetzung findet sich z. B. im Thesaur. antiqu. teuton. T. I, von Schilter unter dem Titel: „Psalterium Davidicum, cantica et symbolum Athanasianum e latina in theodiscam linguam versa“, herausgegeben. Ein anderes Buch des alten Testaments, das Hohelied, fand im 11. Jahrhundert seinen Übersetzer und Kommentator in Williram, dem Abte des oberbayrischen Klosters Ebersberg († 1085).

Ungefähr um dieselbe Zeit entstanden die Historienbibeln, die, wiewohl grösser und umfangreicher, im übrigen sehr grosse Ähnlichkeit mit unseren heutigen Schulbibeln hatten. Daneben fand sich auch die „biblia pauperum“, die wenig Worte, aber desto mehr Zeichnungen enthielt und zwar so geordnet war, dass immer Episoden aus dem alten und neuen Testamente nebeneinander zur Darstellung gebracht waren. Nicht minder verbreitet waren in jener Zeit schon die Plenarien, die etwa unsern heutigen Perikopenbüchern entsprechen dürften. Dabei ist aber doch zu beachten, dass „Missale plenarium“ oder bloss „Plenarium“ — wie im Mittelalter die Bezeichnung lautete — ebensowohl das liturgische Buch bezeichnete, welches alles auf das heilige Messopfer Bezügliche enthielt, als auch eine vollständige Ausgabe des neuen Testaments oder speciell der Evangelien in sich schloss.

Ein vielverbreiteter Name für biblische Lesebücher war um die Mitte des 15. Jahrhunderts der einer „Postille“. So wurden nämlich im mittelalterlichen Latein fortlaufende Erklärungen der heiligen Schrift genannt, die auf den vorgedruckten Textabschnitt folgten (*post illa* scil. evangelii verba, verba textus, oder wie andere Gelehrte meinen: *post ea, quæ incipere solent: in illo tempore*), als Kommentar dazu bestimmt, nach Verlesung des Textes ebenfalls vorgelesen zu werden. Ein solches Homilienbuch beanspruchte damals auch im Gegensatz zu sonstigen Predigtsammlungen einen quasi-offiziellen Charakter. Schrökh, der bekannte katholische Kirchenhistoriker, meint, die Bezeichnung „Postille“ finde sich schon zur Zeit Karls des Grossen, dessen Hoftheologe Paulus Diaconus sein

Homilienbuch „Postille“ betitelt habe. Indessen ist es sehr leicht möglich, dass dem Werke des genannten Verfassers erst *später* dieser Name beigelegt wurde, den es ursprünglich vielleicht gar nicht besass. Denn dass man später, zumal im 16. Jahrhundert, mit dem Worte „Postille“ wieder einen andern, viel weitern Begriff verband, das zeigt uns deutlich die Anwendung, die dasselbe Wort bei Luther und einigen nachfolgenden lutherischen Predigern, Johannes Arnd, Johannes Gerhard, Brenz, Corvinus erfuhr, die alle ihre Predigtsammlungen als Postillen bezeichneten, so z. B. Luthers grosse und kleine Postille. Dieser Name verlor sich aber mehr und mehr und wurde erst von Wilhelm Löhe, einem Führer des strengen Luthertums, seit 1837 Pfarrer zu Neudettelsau in Mittelfranken (gestorben ebenda 1872), in seiner „Evangelien- und Epistelpostille“ wieder ausgegraben. Katholischerseits beschränkte man sich in späterer Zeit freilich darauf, den Namen „Postille“ vornehmlich nur auf Epistel- und Perikopenbücher anzuwenden, die zugleich katechetisch geartete Erklärungen der betreffenden Texte enthielten, ohne aber deshalb die Bezeichnung den Sammlungen ausgewählter Stücke aus dem Nachlasse grosser Kanzelredner ganz zu entziehen; beispielsweise hat noch Hefele eine sogenannte „Chrysostomuspostille“ herausgegeben. Von dem Worte „Postille“ hatte man, was nicht unerwähnt bleiben möge, im Mittelalter sogar das Verbum „postillare“ abgeleitet, was man wohl am besten übersetzen könnte: „Fortlaufende Erklärung biblischer Bücher schreiben“ — ähnlich den alten Katenen der Kirchenschriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte. Fanden sich doch auf dem Grabmal des Nicolaus von Lyra (gestorben 1340) die Worte: „Postillavit Biblia“. Es sollte dies wohl eine wohlverdiente Anerkennung seines grossen Fleisses sein, da er in 55 Büchern — *postillæ perpetuæ* — oder, wie man sich wohl auch ausdrückte, in der *Lyrani postillatio* seine in dem Konvente der Cordeliers¹⁾ in Paris gehaltenen Vorlesungen unter dem Titel: „Postille“ niederlegte. Von dem hohen Ansehen und grossen Werte, der der Erklärung des Nicolaus — der, von Geburt und Erziehung ein Jude, grosse rabbinische Gelehrsamkeit besass und, ein genauer Kenner der hebräischen

¹⁾ Cordeliers = Strickträger, in Frankreich die regulierten Franziskaner, so genannt nach ihrer Tracht.

Sprache, ebendarum auch ein gründlicher Exeget sein konnte — beigelegt wurde, zeugt noch heute der bekannte Spruch: „Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.“

Schon diese unter den Exegeten späterer Zeit sprichwörtlich gewordene Thatsache weist darauf hin, dass Luther, als er sein verdienstvolles Werk, die deutsche Bibelübersetzung, begann, auf die vorhandenen Übersetzungen des Urtextes, sei es in das Griechische — bezüglich des alten Testaments — oder in das Lateinische Bezug genommen habe. Da es nun aber auch, wie unsere bisherige Entwicklung zeigt, schon vor Luther Bruchstücke und Bearbeitungen und, wie wir im folgenden noch sehen werden, auch vollständige deutsche Übersetzungen der heiligen Schrift gegeben, so wäre es geradezu unglaublich, zum mindesten unwahrscheinlich, wenn man behaupten wollte, Luther hätte gerade von diesen deutschen Übersetzungen bei seiner Arbeit auf der einsamen Wartburg keinen Gebrauch gemacht. Hören wir indes darüber einen Lutheraner selbst.

Geffcken, ehemaliger Prediger zu St. Michael in Hamburg, sagt in der Einleitung zu seinem „Bilderkatechismus des fünfzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig 1855) ganz richtig, dass der Vorurteile, die man gewöhnlich zur Betrachtung der Zeit vor der Reformation hinzubringen pflege, der halbahren oder ganz falschen Vorstellungen, welche den Hintergrund so mancher Reformationsgeschichte bilden, besonders vier seien. Es gab, so meint man, oder meinte es wenigstens bis vor ganz kurzer Zeit, vor Luther gar kein deutsches Kirchenlied, die *heilige Schrift* war unter den Geistlichen, wie viel mehr unter dem Volke, gänzlich unbekannt, *in deutscher Sprache so gut als nicht vorhanden*, deutsch gepredigt ward wenig oder gar nicht und ebenso fehlte es an einem Katechismus. Der letzte Punkt ist nun das Hauptthema für Geffckens treffliche Arbeit, aber auch die drei andern werden gebührend berücksichtigt und die diesbezüglichen Irrtümer widerlegt.

Ein besonderes Vorurteil, so meint Geffcken, mit welchem man die Zeit vor der Reformation betrachtet, sei dies, dass man glaubt, die heilige Schrift wäre damals unter den Geistlichen, wie viel mehr unter dem Volke, gänzlich unbekannt und in deutscher Sprache so gut als nicht vorhanden gewesen. Man hat einige Äusserungen von Luther und Matthesius, die

gewiss ihre eigenen Lebenserfahrungen in voller Wahrheit ausdrücken, fälschlich dazu benutzt, um die Zustände von ganz Deutschland zu schildern. Nun aber war die Gegend, in der Luther und Matthesius aufwuchsen, hinter andern Teilen Deutschlands in geistiger Beziehung weit zurück, und die Erfahrungen, die in seiner Jugend ein armer Bettelmönch machte, sind noch nicht geeignet, den Bildungszustand des ganzen deutschen Volkes zu bezeichnen. Wie hoch man aber den Bildungszustand jener engern Heimat Luthers damals taxierte, zeigt die Äusserung Lochers, der 1497 Leipzig — heute ein Sitz einer Fülle von Wissenschaften, in Wort und Schrift — eine „barbara tellus“ nannte, und Thilonius Philymnus bezeichnet gar den ganzen Elbbezirk als „barbaricus Albis“ (s. Zarncke, Einleitung zu Seb. Brants Narrenschiff, XII). Jedenfalls, führt Geffcken weiter aus, liegen uns in den Werken des 15. Jahrhunderts die unzweideutigsten Zeugnisse dafür vor, dass eine genauere Bekanntschaft mit der Schrift durchaus keine Seltenheit war. Nehmen wir z. B. Sebastian Brant, so würde wohl in unsern Tagen, meint Geffcken, ein Jurist nicht geringe Aufmerksamkeit erregen, wenn er eine so genaue Schriftkenntnis zeigte, als Brant fast in jeder Zeile seines „Narrenschiffes“ offenbart. Unseres Wissens können — es sei hier dieser kleine Exkurs gestattet — wir heute gerade in dieser Hinsicht doch zwei hervorragende Namen nennen, die, obwohl der juristischen Fachwelt angehörend, dennoch auf theologisch-biblischem Gebiete für jeden Gebildeten einen guten Klang haben: Es sind dies der Bonner Rechtslehrer Geheimrat Professor Dr. J. F. von Schulte, der auf Grund seiner enormen juristischen, historischen wie theologischen, also auch biblischen Studien und Kenntnisse, wir dürfen wohl sagen, für den deutschen Altkatholizismus das werden konnte, was Bismarck für Deutschland wurde, und ferner: der Berner Rechtslehrer Karl Hilty, der in seinem drei Bände umfassenden „Glück“, in seinem „Lesen und Reden“ u. a. eine gründliche Kenntnis und ein tiefsinniges Verständnis der heiligen Schrift an den Tag gelegt hat.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück.

Freilich war in jener Zeit der der Lektüre zu Grunde gelegte Text, wie Geffcken nachweist, meist nicht der der Ursprache, auch nicht in der Gelehrtenwelt, sondern entweder war es die Vulgata selbst oder wenigstens lateinische Ausgaben

ex fontibus græcis oder am allerhäufigsten deutsche Übersetzungen nach der Vulgata. Sie wurde aber doch gelesen, und es ist nicht zu sagen, welchen Einfluss auch in dieser Beziehung die Buchdruckerkunst gehabt und wie sie der Reformation vorgearbeitet hat. Welch einen Lesekreis setzen 98 Ausgaben der ganzen lateinischen Bibel voraus, wobei man immer zu bedenken hat, dass eine fertige Kenntnis der lateinischen Sprache und leichter Gebrauch derselben viel gewöhnlicher war als jetzt. War jemand irgendwie gebildet, so war er auch des Lateinischen so mächtig, dass er die lateinische Bibel mit Leichtigkeit lesen konnte. Wer nicht des Lateinischen völlig mächtig war, ward als ein Unwissender verspottet, wie Brant deshalb sagt in seinem „Narrenschiff“ (I c.):

«Des tütschen orden bin ich vro,
Denn ich gar wenig kan latin,
Ich weiss, dass vinum heisset win,
Gucklus ein gouch, stultus ein dor,
Und dass ich heiss domne doctor.»

Aber auch die deutschen Bibeln des 15. Jahrhunderts darf man gar nicht so gering anschlagen, als dies noch immer geschieht. Freilich ist es das Leichteste von der Welt, in kurzer Zeit ein langes Verzeichnis von Fehlern anzufertigen, welche sich sowohl in den hochdeutschen als in den niederdeutschen Ausgaben finden, und die meist von dem zu wörtlichen Wiedergeben des Lateinischen herrühren. Aber wenn man diese Übersetzungen für ganz und gar ungeschickte Arbeiten hält, die gar keinen Einfluss auf das Volk gehabt hätten und aus denen in Luthers Übersetzung nichts übergegangen wäre, so ist man doch in grossem Irrtum. Das Verdienst, das sich Luther durch seine Bibelübersetzung nach den Grundsprachen erworben, bleibt immer noch unvergleichlich gross auch dann, wenn man es mit Rücksicht auf die frühere Übersetzung richtig bestimmt. In der That können es nur unwissende oder in falscher Selbstgefälligkeit sich sonnende Protestanten sein, die noch immer behaupten, es habe vor Luther gar keine oder nur sehr schlechte Übersetzungen gegeben, die Luther notdürftig hätte für seine Arbeit heranziehen können. Geffcken erwähnt u. a., dass er seit einer Reihe von Jahren in diesen (*vorlutherischen*) Bibelausgaben oft gelesen, die er zum Teil selbst besitze, und bald diese bald jene zur Hand genommen habe.

„Der Eindruck nun, den ich von dieser Lektüre empfang, ist der, dass *im wesentlichen in allen diesen Ausgaben dieselbe Übersetzung, nur in abweichenden Dialekten, uns vorliegt*, und dass die verschiedenen Teile von sehr verschiedenem Werte sind.“

Darin kann man gewiss unserm Gewährsmann nur beipflichten, dass jeweils nicht ein einzelner, sondern mehrere Übersetzer an der vorlutherischen Übersetzung der Bibel thätig gewesen, darum auch diese Übersetzungen nicht in allen Abschnitten gleichwertig seien. Doch wie man darüber auch urteilen mag: sicher ist, dass sich in denselben viele grobe Fehler und missverständene Stellen fanden, namentlich im Alten Testamente, z. B. in den Psalmen, Propheten, im Buche Hiob in grosser Menge. Da nun Luther seiner Übersetzung den hebräischen Text zu Grunde legte, so gelang es ihm wohl, eine grosse Zahl jener Fehler zu vermeiden, ohne aber darum eine völlig mustergültig exakte Übersetzung zu liefern. Auch darf der Umstand nicht übersehen werden, dass, was die geschichtlichen Bücher, besonders bekanntere Episoden aus denselben, was ferner die sonntäglichen Perikopen betrifft, sich schon im 15. Jahrhundert eine Art deutscher Vulgata gebildet hatte, die Luther bei seiner Arbeit auf der Wartburg meist nur wenig zu verändern für nötig fand. Ja, es ist wohl nicht zu viel gesagt, dass Luther, da er selbst als Augustinermönch die immer wiederkehrenden Perikopen häufig gelesen hatte, dadurch in einer gewissen Abhängigkeit befangen, unwillkürlich in die Ausdrucksweise der hergebrachten Übersetzung verfiel. Jeder, der ein altes Evangelien- oder Epistelbuch zur Hand nimmt und Luthers Übersetzung damit vergleicht, wird diese Behauptung bestätigt finden. Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf diese vorlutherischen Bibelübersetzungen. Ausser zahlreichen Handschriften deutscher Bibeln aus dem 15. Jahrhundert giebt es 14 hochdeutsche und 3—4 niederdeutsche Ausgaben der *ganzen* Bibel *vor* der Reformation. Da aber die vier ältesten keine Jahres- und Ortsangabe aufweisen, so lässt sich Zeit und Ort ihrer Abfassung eben nur mutmasslich feststellen. So sind z. B. die erste und zweite wahrscheinlich im Jahre 1466 in Strassburg von Heinrich Eggesteyn bzw. von Johann Mentelin gedruckt. Die dritte gab vermutlich Jodocus Pflanzmann in Augsburg heraus, die vierte endlich wird einem gewissen Sensenschmidt in Nürnberg zugeschrieben.

Die fünfte Ausgabe geschah in Augsburg, etwa um 1473—1475, die sechste ebenda um 1477 (beide wahrscheinlich von Günther Zainer), die siebente und achte um 1477 und 1478 wiederum in Augsburg bei Anton Sorg, die neunte in Nürnberg 1483 bei Anton Koburger, die zehnte in Strassburg 1485 (wahrscheinlich bei Johann Gonninger), die elfte und die zwölfte wiederum in Augsburg 1487 und 1490, beide bei Hans Schoensperger, die dreizehnte ebenfalls in Augsburg 1507 bei Hans Ottmar, die vierzehnte endlich 1518 wiederum in Augsburg bei Silvan Ottmar.

Sämtliche 14 Ausgaben erschienen in grossem Folio-Format.

Von den 3 bzw. 4 niederdeutschen Ausgaben ist die älteste die Kölner, von 1470—1480, nach Angabe des Herausgebers allerdings nur eine in Köln nach den oberländischen Ausgaben verbesserte Bibelübersetzung. Die zweite erschien in Lübeck 1494 durch Stephan Arndes, die dritte in Halberstadt 1522 und als vierte niederdeutsche wird gewöhnlich die holländische Bibel gezählt, die 1477—1480 in Delft erschien, aber freilich bloss das alte Testament enthält.

Aber, wird man fragen, wurden denn diese deutschen Bibeln auch von dem deutschen Volke gelesen? Freilich nicht in dem Masse, meint Geffcken, wie 50—60 Jahre später, als die einzelnen Bücher der Schrift, nach und nach von Luther übersetzt, auf den Flügeln des Windes sich durch ganz Deutschland verbreiteten, in zahllosen Originalausgaben und Nachdrucken in jedermanns Hände kamen und in Luthers urkräftiger Sprache den Weg zum Herzen fanden. Aber mit Ketten in irgend einem Schranke eines Klosters angefesselt darf man sich diese Bibeln doch auch nicht denken. Zunächst zeigen die zahlreichen Holzschnitte, mit denen die meisten dieser Ausgaben geschmückt waren, dass sie das Volk anziehen sollten, und schon das Anschauen der bildlichen Darstellungen der heiligen Geschichte wird man nicht gering anschlagen dürfen, obgleich seltsamerweise das Neue Testament, mit Ausnahme der Offenbarung, in diesen bildlichen Darstellungen ganz übergangen wurde. Dann aber sind uns auch über das Lesen der deutschen Bibeln Zeugnisse genug aufbehalten. Der Herausgeber der Kölner Bibel sagt in seiner Einleitung, die Bibel sei mit Innigkeit und Ehrfurcht von jedem Christenmenschen zu lesen (mit groeter Innichkeit unde Werdycheit to lesen eenen juweliken Cristen Mynschen). Alle guten Herzen, die diese Übersetzung der

hl. Schrift sehen, hören und lesen werden, sollen mit Gott eins werden (sik myt Gaede enighen) und den heiligen Geist, der dieser Schrift ein Meister ist, bitten, sie zu erleuchten, diese Übersetzung nach seinem Willen zu verstehen und zu ihrer Seelen Seligkeit (dat he se will verluchten, to versteen desse vuersettinghe na sinen gottliken wyllen und erer sielen salycheyt). Die Gelehrten, meint er, sollen sich der lateinischen Übersetzung des Hieronymus, welche er sehr lobt, bedienen, aber die ungelehrten, einfältigen (simpel) Menschen, sowohl geistliche als weltliche, besonders aber Mönche und Nonnen (Gheystlyke beslaten Kinder), sollten gegen den Müssiggang (ledycheyt), der eine Wurzel aller Sünden ist, und, wie Salomo schreibt, viel Böses lehrt, dies gegenwärtige Buch der Bibel in deutscher Übersetzung gebrauchen, um sich gegen die Pfeile des höllischen Feindes zu schützen. Darum habe ein Liebhaber menschlicher Seligkeit aus gutem Herzen die Übersetzung der heiligen Schrift, die schon vor manchen Jahren gemacht sei (geschieht und ghemaket is), auch in geschriebenen Exemplaren in vielen Klöstern und Konventen vorhanden sei, auch lange vor dieser Zeit im Oberlande und in einigen Städten „beneden“ (unten) gedruckt und verkauft sei (langhe voer desser tyt gedrucket unde ghevoert is), mit grossem Fleiss und schweren Kosten in der löblichen Stadt Köln gedruckt. Die, welche die deutsche Bibel lesen, sollen es unterthänig thun, und was sie nicht verstehen, ungeurteilt lassen, überhaupt die Bibel im Sinne der über der ganzen Welt verbreiteten (dorch de gphantse Werlt verspreydet) römischen Kirche verstehen. Der Autor bemerkt noch, dass er, um zum nützlichen Gebrauche der Zeit durch Lesen der heiligen Schrift anzureizen, zu manchen Stellen und Kapiteln Figuren gesetzt. Die Verbesserungen, die er gemacht habe, bittet er freundlich aufzunehmen. (Diese Kölner Bibel war nämlich die erste, welche Holzschnitte hatte, die wahrscheinlich von Israel von Mekenem gezeichnet waren und nachher in die Ausgaben Nürnberg 1483 und Halberstadt 1522 mit denselben Stöcken gedruckt übergangen, in der Strassburger Bibel 1485 und in den spätern Augsburger Bibeln aber nachgeahmt sind. Die Lübecker Bibel 1494 hat dagegen durchaus eigene Holzschnitte. Im übrigen folgt der Herausgeber dieser Lübecker der Kölner Ausgabe ziemlich genau.

Wie sehr schliesslich auch zu Sebastian Brants Zeiten die

Bibel verbreitet sein und gelesen werden musste, geht schon aus den ersten Zeilen seines „Narrenschiffes“ hervor. V 1—6 (Ausgabe von Zarncke, S. 2):

«All land synt yetz voll heilger geschrift,
Und was der selen heil antrifft,
Bibel, der heiligen Väter ler,
Und ander der gleichen bücher mer,
In Mass, dass ich ser wunder hab,
Das nyemant bessert sich darab.»

Johannes Ulricus Surgant, Dr. Juris und Prediger zu St. Theodor in Basel, giebt in seinem Manuale Curatorum (Fol. 706) dem Prediger die Vorschrift, derselbe solle, nachdem er Gott um Hülfe angerufen und das Evangelium gesprochen, hinzufügen: „disz ist der *Sinn der Worten des heiligen Evangelii*“, damit die, welche in einer andern deutschen Übersetzung dasselbe gelesen hätten, nicht auf den Gedanken kämen, er habe nicht das rechte Evangelium gelesen — ein Gebot, welches uns aufs deutlichste zeigt, dass schon damals, also vor Luther, eine grössere oder geringere Anzahl von Varianten, jedenfalls aber mehr als eine einzige Bibelübersetzung in den kirchlichen Gebrauch aufgenommen worden bzw. durch eigene Lektüre den christlichen Gemeindemitgliedern bekannt sein mussten.

Bonn a. Rh.

Lic. theol. F. MÜLHAUPT.
